

HEIDELBERG

Wie Ijoma Mangold für die Kurpfalz ein Heimatgefühl entwickelte

Erst in der Ferne erkannte der Journalist, wie sehr er in Heidelberg und Dossenheim verwurzelt ist.

Von **Alexander Wenisch**



In seiner Biografie „Das deutsche Krokodil“ hat der Journalist und Literaturkritiker Ijoma Mangold ausgiebig von seiner Kindheit und Jugend in Dossenheim und Heidelberg erzählt. Am Dienstag, 27. Januar, ist der 54-Jährige zu Gast im Interkulturellen Zentrum. Mit den Autorinnen Francesca Melandri und Thea Dorn und dem Journalisten Deniz Yücel diskutiert er die Frage „Was bedeutet Heimat heute und für wen eigentlich?“ Moderiert wird der Abend ab 19 Uhr von RNZ-Chefredakteur Klaus Welzel.

Herr Mangold, erleben Sie persönlich Heimat heute als etwas Stabileres oder Fragileres als früher?

Das kann ich gar nicht so eindeutig sagen. Geboren und aufgewachsen bin ich in Heidelberg. Heidelberg steht für meine Kindheit und Jugend. Solange man als Kind in der Welt lebt, in der man aufwächst, hat man eigentlich noch gar kein Heimatgefühl – es ist einfach selbstverständlich. So wie das Wasser für den Fisch: Er denkt nicht darüber nach, weil er sich ein Leben außerhalb des Wassers gar nicht vorstellen kann.

Erst durch Distanz entsteht Heimat?

Ja, erst in dem Moment, in dem man dieses Geburtsbiotop verlässt und in die Ferne zieht, schärft sich – zumindest war das bei mir so – ein Bewusstsein dafür, wie sehr man geprägt ist: von der Region, der Mentalität, dem Dialekt und natürlich dem Pfälzer Wein, den ich sehr schätze. Mit der Entfernung von Heidelberg wurde mir erst klar, wie sehr ich daran hänge. Das ist natürlich bequem, weil man in der Ferne leicht dazu neigt, alles zu verklären und sich danach zurückzusehnen – ohne dass diese Sehnsucht wirklich auf die Probe gestellt würde.

Käme es für Sie denn infrage, aus Sentimentalität und Sehnsucht wieder nach Dossenheim zu ziehen?

Ich denke jeden Tag einmal darüber nach. Aber das wäre reine Nostalgie. Und ich frage mich: Ist das ein ausreichend belastbares Fundament für eine so große Lebensentscheidung? Wahrscheinlich nicht. Aber meine Sehnsucht ist trotzdem groß.

Gab es einen konkreten Moment, in dem Sie gemerkt haben, dass sich Ihr Heimatgefühl verändert hat?

Ja, den gab es. Nach dem Abitur bin ich für den Zivildienst und später zum Studium nach München gegangen. In den frühen Studienjahren kam ich einmal zurück, spazierte mit meiner Mutter durch die Weinberge Richtung Odenwald und stellte plötzlich fest: Wie schön ist das hier eigentlich? Auf diese Idee wäre ich vorher nie gekommen.

Ist „Heimat“ nicht eher ein altertümlicher Begriff?

Er ist sicherlich historisch kontaminiert – vor allem durch den Missbrauch im Nationalsozialismus mit dieser Blut-und-Boden-Semantik. Das kann man nicht ausblenden. Dazu kamen in den 50er- und 60er-Jahren die sehr kitschigen Heimatfilme, auf die schließlich der Anti-Heimatfilm reagierte. Ich bin kulturell in einer Zeit sozialisiert worden, in der eigentlich nur noch dieser Anti-Heimat-Diskurs existierte. Man fasste den Begriff Heimat nur mit spitzen Fingern an und hielt sich für besonders aufgeklärt, wenn man sich strikt davon distanzierte. Das war aber selbst eine sehr konformistische Haltung, der ich immer misstraut habe.

Wie würden Sie Heimat heute verstehen?

Für mich ist Heimat kein intellektuelles Konzept, sondern etwas, das ich emotional ganz real empfinde. Die Sache, die der Begriff beschreibt, kenne ich sehr stark. Und ich erlebe auf meinen Reisen, egal auf welchem Kontinent, dass dieses Gefühl eine anthropologische Konstante ist. Ich glaube, gerade in einer globalisierten Welt kann Heimat eine stabilisierende Kraft sein. Wenn der Kosmopolitismus das Zentrifugale ist, dann ist Heimat das Zentripetale – das, was einen erdet und verankert. Beides braucht es. Wie beim guten Riesling: Süße und Säure zusammen erzeugen erst die Spannung.

Sie plädieren also für einen unverkrampften Umgang mit Heimat?

Absolut. Und ich glaube sogar, dass viele unserer heutigen gesellschaftlichen Probleme damit zu tun haben, dass lokale Gemeinschaftsbildung schwieriger geworden ist. Institutionen, die früher Heimat gestiftet haben – Vereine, Kirche, lokale Netzwerke – bröckeln. Das empfinden viele als Verlust. Eine große Herausforderung der kommenden Jahre wird sein, wie man auf dieser Ebene wieder mehr Integration schaffen kann.

Beeinflussen die aktuelle politische Polarisierung und Identitätspolitik das Heimatverständnis?

Ich hoffe, dass Heimat ein überwölbender Begriff sein kann, der Gegensätze integriert. Früher saßen Menschen mit sehr unterschiedlichen politischen Ansichten in derselben Kirchenbank oder im selben Handballverein, wie damals bei mir in Dossenheim. Heute leben wir stärker in sozialen und kulturellen Segmenten – nicht nur online, sondern auch im realen Leben. Oder wann haben Sie zum letzten Mal Menschen zum Essen eingeladen, die nicht aus einem ähnlichen sozialen Umfeld kommen?

Sind Sie selbst noch in Vereinen aktiv?

Ich bin Mitglied in einem Tennisverein, allerdings ohne großes Engagement – ich nutze die Mitgliedschaft hauptsächlich zum Spielen.

Ist Literatur für Sie auch Heimat?

Ja, absolut. Eine vertraute Welt, die man zum Atmen braucht. Heinrich Heine sprach im Pariser Exil von der Literatur als seinem „portativen Vaterland“. Für viele Exilierte im 20. Jahrhundert war das ein zentraler Gedanke – etwa für Marcel Reich-Ranicki.

Sie leben heute zeitweise in der ländlichen Uckermark. Ist das Heimat für Sie?

Ich habe dort ein kleines Bauernhäuschen, das ist mir zu einer zweiten Heimat geworden. Aber es ist nicht dieselbe Verwurzelung wie in Heidelberg, wo ich die Menschen intuitiv verstehe. In Brandenburg weiß ich nie so genau, wie die Leute ticken, da muss ich immer etwas genauer hinhören.